

# Individuelle Freiheit und Selbstverwirklichung

## Arbeitsblatt

Für uns ist es heute normal, dass wir uns Gedanken darüber machen, wie unsere Zukunft sein wird. Wie werde ich in zehn Jahren leben? Wie wird unser Planet in 100 Jahren aussehen? Wir gehen selbstverständlich davon aus, dass die Welt an einem späteren Zeitpunkt in unserem Leben grundsätzlich anders aussehen würde als zuvor. Dieser Zukunftsbegriff ist nicht selbstverständlich, sondern entstand erst in der Moderne, die in der europäischen Geschichtsschreibung oft mit der Französischen Revolution 1789 beginnt.

In früheren Gesellschaften fand Veränderung viel langsamer statt, sodass sie innerhalb einer Lebensspanne kaum wahrnehmbar war. Es gab zwar auch Umbrüche – durch Kriege, Dürren oder Krankheiten – Veränderung war aber nicht der Regelfall. Zyklische Zeiteinheiten, also das Wiederkehren von Tag und Nacht, den Jahreszeiten, Tod und Geburt, spielten dagegen eine viel größere Rolle. Das ändert sich etwa im 18. Jahrhundert, als sich die europäischen Gesellschaften immer schneller veränderten.

Die zentrale Ursache dieser neuen Wahrnehmung war die Industrielle Revolution mit ihren unterschiedlichen technischen, wirtschaftlichen und kulturellen Effekten, die dazu führten, dass viele gesellschaftliche Bereiche buchstäblich in Bewegung gerieten. Dabei gab es unterschiedliche Wellen der Veränderung. In der Zeit zwischen 1880 und 1920 beispielsweise gab es einen besonderen Veränderungsschub: durch die Einführung vieler bedeutender Innovationen wie elektrisches Licht, Telegraphie, Straßenbahnen und Rundfunk, die das gesellschaftliche Leben erheblich beschleunigten.

Das hatte soziale Auswirkungen: Die grundsätzlichen Regeln, nach denen Gesellschaft funktionierte, ihre Normen, die Organisation von Familie und Beruf, Transport, Produktion und Kommunikation wandelten sich innerhalb kürzester Zeit. Vorher hatte die mittelalterliche Ständeordnung für jede\_n einen Platz in der Gesellschaft festgelegt, der über die Generationen weitervererbt wurde.

Diese Ordnung brach mit der Industrialisierung auf: In den Städten entstanden völlig neue Arbeitsformen. Sie erforderten sehr viele Arbeitskräfte. Den einzelnen Menschen standen dadurch mehr unterschiedliche Berufs- oder Heiratsmöglichkeiten offen, sie wechselten ihre Wohnorte. Sie gewannen dadurch also einerseits eine gewisse Freiheit. Andererseits ging dies aber auch damit einher, dass die Einzelnen Verantwortung für ihren eigenen Erfolg oder Misserfolg und für ihre Stellung in der Gesellschaft übernehmen mussten. Denn ihnen wurde der Platz in der Gesellschaft nicht mehr einfach zugewiesen. Die Menschen wurden umso mehr *ihres eigenen Glückes Schmied*.

Mit der Entstehung dieser Zukunftsvorstellungen eng verbunden sind die heutigen Auffassungen von gesellschaftlichem Fortschritt, aber eben auch von persönlicher *Entwicklung*. Die Idee einer persönlichen Entwicklung des Einzelnen schlug sich nicht zuletzt in der Entstehung der modernen Pädagogik nieder: Hier wurde die bis heute gültige Haltung geprägt, dass sich die Anlagen des Individuums unter bestimmten Bedingungen besser oder schlechter entwickeln können. Entsprechend soll Bildung unter anderem dem Ziel dienen, sich und seine Fähigkeiten zu entfalten, zu wachsen und *etwas aus sich zu machen*.<sup>1</sup> Entwicklung und Wachstum sind in ihrer Bedeutung also auch auf einer individuellen Ebene eng verbunden. Der Sozialpsychologe Harald Welzer beschreibt dies so, dass sich der moderne Wertehorizont eines unendlichen *Besser, Weiter, Mehr* nach innen wendet und eine biographische Dimension erhält: Jede Stufe im Lebenslauf ist dabei nur Vorstufe eines noch zu erreichenden Entwicklungsabschnitts in einem Prozess, der nie ein Ende findet.

<sup>1</sup> Selbstverständlich hatte die moderne Pädagogik und mit ihr die Einführung der allgemeinen Schulpflicht darüber hinaus besonders disziplinierende Funktion und sollte die Menschen zu funktionierenden Mitgliedern der arbeitsteiligen Industriegesellschaft und ihren synchronisierten Rythmen machen. Vgl. Welzer 2011.

Es gibt noch weitere Hinweise darauf, dass persönliche Entwicklung mit Wachstum, auch wirtschaftlichem Wachstum, zusammenhängt. So meint der Beschleunigungstheoretiker Hartmut Rosa, dass in der Moderne das gute Leben als erfülltes Leben verstanden wird, reich an Erfahrungen und entwickelten Fähigkeiten. Das Lebensideal sei, „möglichst viel von dem, was die Welt zu bieten hat, auszukosten und möglichst umfassend von ihren Möglichkeiten und Angeboten Gebrauch zu machen“.<sup>1</sup> Die moderne Konsumgesellschaft profitiert davon, wenn sie ihre Produkte als Möglichkeiten zur individuellen Entwicklung vermarktet und damit – scheinbar oder tatsächlich – das menschliche Bedürfnis zur Selbstentfaltung bedient.

<sup>1</sup> Rosa 2012, S. 290.

#### Quellen:

Rosa, Hartmut:  
Weltbeziehungen im Zeitalter der Beschleunigung.  
Umriss einer neuen Gesellschaftskritik.  
Berlin 2012.

Rosa, Hartmut:  
Interview im GEO:  
<http://www.geo.de/GEO/heftreihen/geokompakt/burnout-leseprobe-weshalb-ist-unser-leben-so-hektisch-78613.html>

Welzer, Harald:  
Mentale Infrastrukturen.  
Wie das Wachstum in die Welt und in die Seelen kam.  
Schriftenreihe Ökonomie der Heinrich-Böll-Stiftung (Hrsg.),  
Band 14. Berlin 2011.

# Effizienz und Selbstoptimierung

## Arbeitsblatt

Die Erfindung der neuzeitlichen Buchhaltung geht auf die Kaufmänner und Seeleute des späten Mittelalters zurück. In dieser Zeit begannen sie, unerwünschte Ereignisse wie Stürme und Piratenangriffe und damit den Verlust von Schiffen und Fracht auf den langen Handelsreisen nicht mehr als Zufälle und Schicksalsschläge zu betrachten, sondern als erwartbare Risiken (ital. *risco* = Klippe). Das ermöglichte es ihnen, den möglichen Schaden für ihr Unternehmen zu kalkulieren und in ihre Planungen einzubeziehen. Durch den Einsatz von mehreren Schiffen gleichzeitig und durch das Planen über längere Zeiträume – also über gute und schlechte Zeiten hinweg – konnten sie die ökonomischen Auswirkungen dieser Risiken abmildern, das Risiko konnte verwaltet werden und die Unwägbarkeiten der weiten Reisen relativierten sich.

Diese Buchführung<sup>1</sup> wurde verfeinert, jeder Tag wurde nach Gewinn und Verlust analysiert. Das ermöglicht eine fortlaufende Selbstkontrolle. Durch dieses „geschäftliche Tagebuch“<sup>2</sup> werden positive Entwicklungen im Verhältnis von Kosten und Nutzen, also in der *Effizienz der Vorgänge*, überhaupt erst erkennbar. Der ökonomische Ertrag von Investitionen und die damit verbundene Produktivitätssteigerung, die es ermöglicht, schneller oder mit weniger Energie- oder Arbeitseinsatz zu produzieren, werden bezifferbar. Die Praxis der Buchhaltung stellt damit eine wesentliche Voraussetzung der heutigen Vorstellung von Wirtschaftswachstum dar.

Das Ideal des „ökonomischen Menschen“, der im Sinne dieser Buchhaltung die Effizienz seiner Tätigkeiten ständig überprüft, ist heute zentral für unser Verständnis von erfolgreichem Wirtschaften. Zum ersten Mal erwähnt wurde dieser „ökonomische Mensch“ (oder „economic man“) im Jahr 1888 von dem irischen Wissenschaftler John Kells Ingram in seinem Werk „History of Political Economy“.

Dieser Idealtypus eines Menschen strebt ständig danach, seine Tätigkeiten und die eigenen Abläufe zu verbessern. Der Faktor Zeit spielt dabei eine besonders wichtige Rolle, denn Arbeitskraft ist teuer. Und je mehr Produkte eine Arbeitskraft in einer bestimmten Zeiteinheit herstellen kann, desto niedriger sind die Produktionskosten. In der Folge können die Produkte entweder billiger verkauft oder der Gewinn gesteigert werden. Beides ist zunächst erst einmal wünschenswert.

Es ist sehr fraglich, wie stark reale Menschen wirklich diesem Idealtypus entsprechen. Entscheidend aber ist, dass diese Vorstellung vom Menschen unser Denken wesentlich geprägt hat und dass sich die Anforderung, ökonomisch zu denken und effizient zu handeln, zunehmend auf alle Gesellschaftsbereiche ausgedehnt hat. Das hat aber auch direkte Auswirkungen auf uns als Einzelne: Auch im Privaten bemüht sich der „ökonomische Mensch“ idealerweise darum, jeden Zeitabschnitt möglichst effizient zu nutzen.

Die wachstumsorientierte Konsumindustrie stützt diese Tendenz und wird gleichzeitig von dieser gestützt: Wir kaufen Autos, um schneller von einem Ort zum anderen zu kommen. Waschmaschinen, Spülmaschinen und Handrührgeräte dienen dazu, zeitraubende Tätigkeiten im Haushalt zu verkürzen. Und viele moderne Kommunikationstechnologien – Smartphones beispielsweise – ermöglichen es uns, unsere Arbeitsprozesse und unser privates Leben effizient zu organisieren sowie Wartezeiten beim Zahnarzt oder auf dem Arbeitsweg im Zug „sinnvoll“ zu nutzen.

<sup>1</sup> Im Jahr 1494 veröffentlichte Luca Pacioli seine berühmte „Abhandlung über die Buchhaltung“, deren Grundzüge bis heute angewendet werden. Vgl. Vogl 2009, S. 3.

<sup>2</sup> Vogl 2009, S. 4.

Der moderne Mensch spart also ständig Zeit. Er hat aber dadurch nicht mehr Zeit, weil auch der Anspruch an die effiziente Selbstorganisation des Einzelnen permanent steigt: Wenn mir an meinem Arbeitsplatz ein schnellerer Rechner angeboten wird, mit dem ich bestimmte Arbeiten in kürzerer Zeit erledigen kann, wird in der Regel auch von mir erwartet, dass ich damit wirklich schneller arbeite. Und es ist weder in der Produktion noch im persönlichen Leben ein Ende absehbar, denn es gibt immer eine nächste Effizienzstufe zu erreichen. Insbesondere in der industriellen Produktion. Der sich stetig selbstoptimierende Mensch wird niemals fertig.

Quellen:

Bröckling, Ulrich:  
Das unternehmerische Selbst.  
Soziologie einer Subjektivierungsform,  
Kapitel 4.1: Kreativität.  
Frankfurt a. M. 2013.

Vogl, Joseph:  
Poetik des ökonomischen Menschen.  
Metamorphosen des Subjekts in der Moderne.  
In: literaturkritik.de, Nr. 5, 2009.

Welzer, Harald:  
Mentale Infrastrukturen.  
Wie das Wachstum in die Welt und in die Seelen kam.  
Schriftenreihe Ökonomie der Heinrich-Böll-Stiftung (Hrsg.),  
Band 14. Berlin 2011.

# Kreativität, das Neue und das Außergewöhnliche

## Arbeitsblatt

“9 Ways to Become More Creative in the Next 10 Minutes“:<sup>1</sup> *Kreativ sein* ist eine der zentralen Forderungen, die heute an uns als Mitglieder frühindustrialisierter Gesellschaften gestellt wird. Der Kulturosoziologe Andreas Reckwitz behauptet sogar, dass der Wunsch, „nicht kreativ sein zu wollen [...] innerhalb der Gegenwartskultur die Grenzen des Verstehbaren sprengt“.<sup>2</sup>

Kreativität hatte auch schon in früheren Epochen einen hohen Stellenwert, der sich aber dennoch stark von der heutigen Bedeutung unterscheidet. Die Protagonist\_innen der Romantik beispielsweise (ca. 1780-1850) kannten zwar den Begriff der Kreativität noch nicht, sie propagierten aber ebenfalls einen Lebensstil, der sich explizit an der „Ästhetik“ ausrichten sollte, die ganze Welt sollte „poetisiert“ werden. Sie wandten sich damit explizit gegen das herrschende aufklärerische Prinzip der Vernunft und standen in Konflikt zu zentralen moralischen Normen ihrer Zeit, weshalb sie heftigster Kritik von bürgerlicher Seite ausgesetzt waren. Das ist heute anders: In der Gegenwart winkt uns bei kreativen Tätigkeiten nicht nur die emotionale Befriedigung, die damit verbunden ist. Wir erfahren auch einen hohen Grad an sozialer Anerkennung, wenn es uns gelingt, unser Leben möglichst kreativ auszugestalten. Das eigentlich NEUE ist also nicht das Kreativitätsideal an sich, sondern die Tatsache, dass sich dieses Ideal in der Spätmoderne, also ab der Mitte des 20. Jahrhunderts, auf die gesamte Gesellschaft ausgebreitet hat. Vorher war es nur in wenigen Nischen gültig, z. B. in Künstlermilieus. Die Nische ist zum Mainstream geworden, das Außergewöhnliche zu Normalität! Ein Paradox?!

Der Begriff *Kreativität* selbst wurde nach dem Zweiten Weltkrieg aus den USA importiert. Dort war er wichtig geworden für die psychologische Forschung, die auf der Suche nach effizienten Verfahren war, Begabung in der breiten Bevölkerung zu fördern und damit die Innovationsfähigkeit der Wirtschaft zu steigern. Dieser Forschung lag zunächst ein eigentlich demokratischer Gedanke zugrunde, nämlich der, dass alle Menschen prinzipiell kreativ sein können. In der Vergangenheit waren diese Eigenschaften immer einigen wenigen Genies zugeschrieben worden. Nun ging man zwar immer noch davon aus, dass manche kreativer sind als andere, aber Kreativität wurde dennoch als „Jedermannsressource“<sup>3</sup> und Grundkonstante des menschlichen Lebens neu gefasst.

Der Kreativitätsbegriff hatte aber von Anfang an auch eine starke ökonomische Dimension. Und hat sie bis heute. Die menschliche Kreativität sollte dem gesellschaftlichen Fortschritt dienen, zunächst in Form von Erfindungen und technischen Neuerungen. Kreativität wurde so zu einer „allgemeinen Anforderung“ der modernen Berufswelt – die darüber hinaus auch in die private Lebenswelt ausstrahlt.

Das gegenwärtige Kreativitätsideal beinhaltet laut Reckwitz zweierlei: Zum einen wird mit ihm die Innovation idealisiert. Es geht um die Fähigkeit, stetig Neues hervorzubringen. Das geht einher mit einer generellen Vorliebe für das Neue gegenüber dem Alten. Oder eben für das Andere im Gegensatz zum „Normalen“ oder „Gleichen“. Das hat eine sich steigernde Dynamik zufolge, in der das Neue das Alte in immer schnellerer Abfolge ablöst. Die Parallele zum ökonomischen Leitbild des unendlichen Wirtschaftswachstums und der Produktion von immer neuen Produkten ist deutlich. Zum anderen stellt das Kreativitätsideal aber neben der Innovation auch das Sinnliche ins Zentrum.

<sup>1</sup> Vgl. [www.inc.com/larry-kim/9-ways-to-become-more-creative-in-the-next-10-minutes.html](http://www.inc.com/larry-kim/9-ways-to-become-more-creative-in-the-next-10-minutes.html)

<sup>2</sup> Reckwitz 2013, S. 23.

<sup>3</sup> Bröckling 2013, S. 161.

Es geht nicht nur um die praktische Funktion des Neuen, sondern auch um den ästhetischen und emotionalen Reiz des Neuen und Außergewöhnlichen an sich.

Was ist also der kreative Mensch? Ein Mensch, der danach strebt, stetig innovativ zu sein und Neues hervorzubringen, anstatt Gewohntes zu wiederholen. Er oder sie bemüht sich, nicht in der Masse zu schwimmen, sondern als Künstlerpersönlichkeit aus dieser Masse herauszustechen und dafür Anerkennung zu erfahren. Und dieser Mensch sucht in der Kreativität nicht nur soziale (und finanzielle) Anerkennung, sondern auch sinnliche und emotionale Anregung, um dem Leben damit Sinn und Zauber zu verleihen. Doch die Gefahr des Scheiterns ist groß: Wir können nicht alle herausstechen. Jede\_r könnte, aber nicht alle können außergewöhnlich sein. Das Ideal der Kreativität und Selbstverwirklichung wird daher für viele zu einem Distinktionszwang – dem Zwang, sich von anderen zu unterscheiden – der unerfüllt bleiben muss. Auf der Seite des Publikums dagegen entsteht durch die Menge an ästhetischen Angeboten eine Überforderung und Zerstreuung der Aufmerksamkeit, die sinnliches Wahrnehmen und emotionales Berührtwerden zunehmend erschweren.

Quellen:

Bröckling, Ulrich:  
Das unternehmerische Selbst.  
Soziologie einer Subjektivierungsform,  
Kapitel 4.1: Kreativität.  
Frankfurt a. M. 2013.

Reckwitz, Andreas:  
Die Erfindung der Kreativität.  
In: Kulturpolitische Mitteilungen Nr. 141,  
II/2013, S. 23-34.